

Der Weg ins Leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Lilius, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 50

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIES

13. FORTSETZUNG

Erst nach Theresas Tod hatte sie erfahren, dass diejenige, die sie Tante genannt, in Wirklichkeit ihre Mutter, und Ricardo, der Schuster, ihr Vater gewesen war. Gleichzeitig mit ihr erfuhren es auch die übrigen Dörfler, und die Verehrung, die man bisher dem Gedenken des "Dorfheiligen" gewidmet hatte, schlug mit einem Male um und verwandelte sich beinahe in Verachtung. Man konnte es dem Toten nicht verzeihen, dass er das ganze Dorf derart hinters Licht geführt hatte. Diejenige aber, die ihm vor allem hätte grollen können, tat es nicht. Cecilia schmückte nicht bloss ihrer verstorbenen Mutter, sondern auch ihres toten Vaters Grab mit frischen Blumen und gedachte beider in ihren Gebeten. Nach wie vor sang sie sonntags in der Kirche, und ihre Stimme hatte ihren glockenreinen Klang bewahrt.

Als Felice sie zum erstenmal wieder singen hörte, fühlte er sich ganz heimisch und vertraut. Alles war gleich geblieben im Heimatdorf; dachte er, sogar Cecillas Gesang. Francesca hingegen schien dem Gesang keine Aufmerksamkeit zu widmen. Sie war nicht dazu zu bewegen, alle Sonntage die Kirche zu besuchen, obgleich sie wusste, dass ihr dieses Versäumnis die Missbilligung der Leute eintragen musste. Auch Felice konnte sich einer Andeutung in diesem Sinne nicht enthalten; sie aber antwortete nur mit einem geringschätzigen Achselzucken: "Was gehen mich die Leute an? sie schwatzen sowieso schon über mich."

Das taten sie denn auch ausgiebig. Francesca lieferte ihnen wahrlich den nötigen Gesprächsstoff.

"Wie hochmütig die in der Stadt geworden ist!"

"Sie sieht unsereinen kaum an."

"Schaffen kann sie auch nicht mehr. Den ganzen Tag lungert sie herum, dass es eine Schande ist!"

"Dass Felice sich so etwas gefallen lässt!"

"Bah! er ist halt ein Schwächling."

"Ein Glück, dass mein Sohn die nicht genommen hat."

"Die Lucia würde sich im Grabe drehen, wenn sie ihre Schwiegertochter sähe."

"Schade, dass sie es nicht mehr erlebt hat. Ich hätte es ihr gegönnt. Auch sie war hochnäsiger genug..."

"Das ist nicht wahr", sucht jemand die Tote zu verteidigen. "Sie war immer freundlich zu allen. Und Romano auch. Jedenfalls war er netter als Lorenzo, der Wirt."

"Die Francesca wird's von ihm haben."

"Oder vom Grossvater mütterlicherseits. Der kam auch nur heim, um sich von allen zurückzuziehen und andere für sich schaffen zu lassen."

"Der hatte aber etwas auf dem Gewissen..."

"Wer weiss, vielleicht hat die Francesca es ebenfalls..."

"Wir werden ja sehen, wie es endet..."

"Ein gutes Ende wird es keinesfalls nehmen. Hochmut kommt vor dem Fall."

Während das Geklatsche sich also mit ihr beschäftigte, ging Francesca kühl und überlegen ihres Weges.

Nun, da sie im eigenen Hause wohnten, hatte sie viel mehr zu tun, aber sie nahm die Arbeit nach wie vor äusserst leicht. Was hatte Felice ihr in Mailand versprochen: ich werde dir alle schwere Arbeit abnehmen. Gut, so sollte er sein Wort halten. Da Francesca die meiste Arbeit als schwer betrachtete, blieb Felice bald nichts anderes übrig, als überall zuzugreifen, wo in anderen Familien die Frauen dafür einstanden. Aber er tat es willig Francescas wegen. Er wollte sie nicht müde und unzufrieden sehen. Dass die anderen Männer und Burschen ihn auslachten, kümmerte ihn wenig. Wenn er frühmorgens an die Arbeit ging, machte er sich sein Frühstück selbst; Francesca mochte nicht so zeitig aufstehen. Erst lange, nachdem er gegangen, kam sie die Stiege aus der Schlafkammer hinunter, nahm den Kaffee vom Herd und goss sich die Tasse voll, dann strich sie sich ihre Butterbrote und verzehrte sie langsam mit sichtlichem Wohlbehagen. Bei schönem Wetter unternahm sie alsdann einen Streifzug durch die Gegend und kehrte zumeist so spät zurück, dass sie kaum mit dem Mittagessen fertig wurde, ehe Felice wieder auftauchte. Im Sommer, wenn er unten auf den Feldern arbeitete, kam er oft erst am Abend wieder nach Hause, dann konnte Francesca den ganzen Tag herumstreifen. Sie nahm Proviant mit, pflückte Heidel- und Brombeeren und lag stundenlang im Grase, in den wolkenlosen Himmel starrend. Dabei träumte sie lauter merkwürdige, verwegene Träume von einer Zukunft, die sich ihr noch auftun würde; eine Zukunft, im Vergleich zu der ihre bisherigen Erlebnisse nichts waren. Sie baute immer neue Luftschlösser und versäumte darüber das Heim, das sie besass. Ebenso wenig wie damals in Mailand, verkehrte sie mit jemandem im Dorfe. Wenn Felice abends heimkam, wusste sie ihm nichts zu sagen, denn von ihren Träumen konnte sie nicht sprechen, das würde ihn erzürnt haben, und sonst erlebte sie nichts.

Zuweilen begegnete sie Cecilia, liess sich aber nie in ein Gespräch mit ihr ein. Sie empfand wenig Sympathie für deren bescheidenes, schlichtes Wesen und nannte sie im stillen eine Törin, die nie recht zu leben gewagt hatte, während sie, Francesca, es wenigstens versucht

hatte, und vor allem es noch gründlich zu tun gedachte, wenn sie auch keineswegs hätte sagen können wie.

Aber sie hatte das bestimmte Gefühl, dass das Schicksal noch etwas Besonderes für sie in Bereitschaft hielt.

Eines Tages wurde sie krank. Es war gerade zur Erntezeit, als Felice am meisten zu tun hatte.

"Ich kann nicht zu Hause bleiben", meinte er, "aber Cecilia wird kommen und dich pflegen."

"Ich will nicht", wehrte sie ab.

"Du hast nichts zu wollen, sondern nur hübsch zu folgen", erklärte er freundlich aber bestimmt, und sie musste sich wohl oder übel fügen.

Es kostete ihn eine gewisse Selbstüberwindung zu Cecilia zu gehen. Sie erklärte sich sofort bereit zu kommen. War sie nicht der Engel aller Bedürftigen? Francesca war krank, da trat alles Persönliche in den Hintergrund.

Sie schloss ihre Hütte ab und ging hinüber zu Francesca. Das neue Haus war weder so gross noch so schön wie Felices einstiges Elternhaus, aber es war vor allem neu. Wie auffällig schien daneben Cecillas Hütte. Sie war und blieb die armseligste im Dorf. Und die meisten Weiber sahen Cecilia ein wenig verächtlich über die Schulter an. Dennoch liefen alle zu ihr, sobald sie Hilfe brauchten. Als Felice mit seinem Anliegen gekommen war, hatte sie wohl innerlich einen Augenblick gestutzt, dann aber war ein freudiges Aufleuchten über ihre Züge gegliitten. Er brauchte sie... Dieses Bewusstsein allein erfüllte sie mit stolzer Genugtuung. Sie konnte etwas für ihn tun. Hätte sie sich etwas Besseres wünschen können, als dem heimlich Geliebten dienen zu dürfen? Denn Cecillas Gefühl für Felice war keineswegs erloschen. In all den Jahren seiner Abwesenheit hatte es im Verborgenen weitergeglüht, um nach seiner Rückkehr wieder vollends aufzulodern. Aber sie hütete ihr Geheimnis wohl, niemand durfte es wissen.

Von ihrem Bette aus sah Francesca sie kommen und gehen, hörte, wie sie unten in der Küche schaffte, fühlte ihre abgearbeitete Hand, die doch so seltsam weich und sanft wirkte, die Kissen zu recht schütteln, Umschläge anbringen, die Decken zurechtrücken. Cecilia mass die Temperatur der Kranken und gab ihr Medizinen ein. Francesca liess alles mit sich geschehen, ohne je ein Wort des Dankes für ihre Pflegerin übrig zu haben. Cecilia fragte nicht danach. Die Kranke war ihre Rivalin, sie hatte in dem geheimen Kampf um Felice gesiegt, aber dieser liebte seine Frau, also musste Cecilia sie retten. Sie tat was sie vermochte, teils aus Pflichtgefühl der Kranken gegenüber, mehr aber noch



aus Liebe zu Felice, dessen Glück nicht durch den Tod Francescas zerbrechen durfte.

Als die Genesende endlich wieder aufstehen konnte, war sie anfangs noch sehr schwach, und Cecilia kam weiterhin, um ihr im Haus zu helfen. Sie gewöhnten sich aneinander, fanden aber nie den Weg zu ihren Herzen. Francesca blickte stets ein wenig verächtlich auf Cecilia herab, und diese empfand eine gewisse Scheu vor der Frau Felices.

Eines Tages war es so weit, dass Francesca sagen konnte: "Ich danke dir für alles, was du getan, Cecilia. Von morgen an brauche ich deine Hilfe nicht mehr." Das Danksagen hatte Felice ihr eingeprägt.

"Gut", erwiderte Cecilia ruhig, "dann komme ich nicht mehr. Ich bin froh, denn Marietta braucht mich. Sie erwartet ein Kind."

Damit ging sie. Francesca blieb wieder allein. Bald genug spürte sie, wie Cecilia ihr fehlte, nicht der Gesellschaft, sondern der Arbeit wegen. Auch Felice spürte es. Die alte Unordnung riss rasch wieder im Hause ein. Es nützte nicht viel, wenn er klagte.

"Du hast es ja so gewollt", war alles, was Francesca jeweils zu erwidern fand. "Warum hast du mich mit Gewalt hierher zurückgeschleppt? Nun musst du die Folgen tragen. Ich bin noch zu schwach, um viel auszurichten."

"Aber nicht zum Herumstrolchen", hätte er am liebsten entgegnet, sah aber ein, dass es zu nichts dienen würde. Also schwieg er.

So lebten die beiden in dem neuen Hause, das Felice mit so viel Liebe und unermüdlicher Hoffnung gebaut hatte, nebeneinander und doch aneinander vorbei.

Felice fand Trost bei seiner Arbeit, Francesca in ihren Träumen. Viel Gemeinsames hatten sie nicht.

Trotzdem hätte Felice sich ein Leben ohne Francesca nicht vorstellen können.

XIV

Dieses Jahr hat der Frühling lange auf sich warten lassen. Nun aber ist er endlich da. Der Schneeteppich unter den Bäumen ist einer Blütenmatte gewichen, einer Matte aus weissen Anemonen, in die das Blau der Leberblümchen, das Flammengelb und Violett der Krokusse und das Gold der Primeln ein farbenfrohes Muster webt. An allen Hügeln blüht und duftet es, verschämte Veilchen öffnen schlaftrunken ihre zarten Kelche am Rain, und in den Bergwiesen strömen die lichten Sterne der Narzissen ihren betäubenden Wohlgeruch in die laue Frühlingsluft hinaus. Auf den Höhen ist der letzte Schnee geschmolzen, Quellen sprudeln, Bächlein rieseln und Wasserfälle rauschen. Der Lenzwind streicht mit lauen, weichen Fingern durch die Wipfel und lässt die zarten Schleier des ersten Grüns erzittern. An allen Zweigen knospt und blüht und duftet es, und die Luft ist voller Wohlgeruch und Vogelsang.

Feucht und schlüpfrig ist der Pfad, der durch den Wald bergwärts zur Kapelle führt, steil klettert er empor, von Wurzeln und Geröll durchzogen und stellenweise von Dornenbüschen überwachsen. Doch mit leichten, behenden Füßen er-

Organisation der Schulzahnpflege in ländlichen Verhältnissen

Von Dr. Max Tanner (Auszug aus der Monatsschrift «Pro Juventute»)



Hermann Huber: Am Familientisch

Aurèle Barraud:
Gosse de Besançon

Über Notwendigkeit und Dringlichkeit der zahnärztlichen Versorgung unserer Jugend brauchen wir nicht mehr viele Worte zu verlieren. Tatsache ist, dass der Zahnzerfall unter unserer Jugend allgemein verbreitet ist. Der Unterschied zwischen ländlichen und städtischen Verhältnissen ist unbedeutend.

Dass der Kampf gegen die Zahnkaries bei der Jugend einsetzen muss, darüber ist man sich in massgebenden Kreisen wohl einig. Aus der Erkenntnis, dass man von staatswegen dem Gebisszerfall unserer heranwachsenden Jugend nicht länger untätig zusehen kann, haben die Kantone Solothurn, Luzern und Obwalden die Schulzahnpflege staatlich geregelt. Der Kanton Zürich will sie in seinem kommenden neuen Schulgesetz ebenfalls verankert wissen. Der Kanton Schaffhausen verfügt seit Jahren schon, beispielgebend, über die Organisation einer ambulanten Schulzahnklinik.

Die kommunale Klinik kommt nur für grössere Gemeinwesen in Frage. In einer grossen Zahl von Gemeinden wird die Schulzahnpflege durch Privatzahnärzte ausgeführt. Entweder verfügt die Schule über eine eigene Behandlungsstätte, wo die ortsansässigen Zahnärzte im Turnus die Praxis ausüben, oder aber die Kinder werden in der Privatpraxis behandelt, wobei den Eltern eventuell die Zahnarztwahl freisteht.

Für kleine Gemeinden oder weniger dicht besiedelte Gegenden, in denen keine Zahnärzte niedergelassen sind, kommt eine Kreis- oder Bezirksschulzahnklinik in Frage. Dabei ist wieder zu prüfen, ob man für mehrere Gemeinden eine zentrale Behandlungsstätte oder eine ambulante Klinik schaffen will.

Eine zentrale Klinik hat den Vorteil, dass sie zweckmässiger eingerichtet werden kann, vorausgesetzt, dass ihr dauernd die notwendigen Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt werden. Der behandelnde Zahnarzt ist dort an bestimmten Tagen immer erreichbar. Dagegen hat die zentrale Klinik wenig Kontakt zu den einzelnen Gemeinden, denen sie dienen soll. Mit einer ambulanten Klinik kann die Schul-

zahnpflege viel mehr im Schulbetrieb verankert werden. Die Schulzahnpflege, als ein Teil der Schule selbst, muss eng mit letzterer verbunden sein, denn sie ist auf ihre Unterstützung angewiesen.

Im Zusammenhang müssen wir noch auf ein System hinweisen, das den Namen «Schulzahnpflege» nicht verdient. In vielen Gemeinden wird anlässlich der schulärztlichen Untersuchung auch das Gebiss in diese einbezogen. Oder es werden alle Schüler auf den Zustand ihrer Gebisse gelegentlich untersucht und eine Behandlung empfohlen. Es liegt aber auf der Hand, dass ein solches Vorgehen niemals zu befriedigenden Resultaten führen wird.



Fr. Brüderlein: Knabenkopf

Für kleinere Gemeinwesen wird es von Vorteil sein, sich zur Gründung einer Schulzahnklinik zusammenzuschliessen. Zweckmässig ist es, wenn eine Studienkommission die Gründungsarbeiten an die Hand nimmt und alle finanziellen, materiellen und personellen Belange abklärt. Wer sich ernsthaft mit diesen Problemen befassen muss, dem werden die Richtlinien für die Durchführung der Schulzahnpflege, herausgegeben von der Schweizerischen Zahnärzte-Gesellschaft, ein guter Berater sein. Auch die Abteilung Schulkind im Zentralsekretariat Pro Juventute und die Zentrale für Volks- und Schulzahnpflege in Zürich stehen mit Wegleitungen und Ratschlägen jederzeit zur Verfügung.

klimmt Francesca ihn, hüpft über Steine und Strünke, dringt durch wucherndes Gestrüpp, strauchelt hie und da, um sich gleich wieder zu erheben und den Aufstieg unermüdet fortzusetzen.

Weiss ist ihr Mieder, das die schön geformten Arme vom Ellbogen an frei lässt, feuerrot leuchtet das Kopftuch, unter dem das schwarze Kraushaar in Stirn und Nacken fällt und das feingeschnittene Profil umrahmt. Zwischen den Lippen hält sie ein dunkelblaues Veilchen. Sie hat den Kopf zurückgeworfen, und ihre Nasenflügel blähen sich, als wollten sie mit dem Duft des Frühlings den Odem eines neuen Lebens einsaugen. Sehnsucht spricht in diesem Augenblick aus ihrer ganzen, noch jugendlichen Gestalt, verzehrende Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, nach dem Leben...

Allein wie immer klettert sie herum. Zum Wasserfall, zur Kapelle und weit darüber hinaus, weiter denn je zuvor. Ein unwiderstehlicher Drang treibt sie immer weiter fort vom Dorfe und den Menschen, beinahe als wäre sie auf der Flucht vor ihnen... Immer schmaler, immer steiler und gefährlicher wird der Pfad, bald ist er nur noch fussbreit. Auf der einen Seite hängt die Felswand schroff und drohend über ihn herab, auf der andern gafft die Leere eines scheinbar bodenlosen Abgrunds. Aber Francesca kennt weder Furcht noch Schwindel. Ruhig blickt sie in die Tiefe hinab. Ein Sprung und alles wäre zu Ende. Und doch: muss denn alles zu Ende sein? Könnte es nicht einen neuen Anfang geben? Etwas muss geschehen, denkt sie weiter, irgend etwas, das wie eine grosse, befreiende Explosion wirkt. Vielleicht ein Wunder, vielleicht eine Naturkatastrophe, wie damals vor Jahren. Wer weiss, ob jenes Unglück nicht auch eine Art Befreiung bedeutet hatte, Befreiung für Menschen, die gleich ihr an innerer Unruhe und unbefriedigter Sehnsucht gelitten hatten. Francesca kümmert sich wenig um das, was sich draussen in der Welt abspielt. Täte sie es, würde sie vielleicht plötzlich zur Einsicht gelangen, dass die Unzufriedenheit, der heimliche Drang nach Veränderung, nach Abenteuern, ja nach Gefahr, die in ihrem Innern gären, nahe verwandt mit dem Wahn sind, der in den letzten Jahren die ganze Menschheit ergriffen hatte, um sie schliesslich in die Strudel eines Abenteuers zu reissen, das unwillkürlich in den Abgrund führen musste. Vergnügungssucht, Geldgier, Machtverlangen und wo diese ungestillt bleiben - Hass. Auch Francesca hasst... Und mit jedem Tag fühlt sie ihren Hass wachsen, ihren Hass gegen das Heimatdorf und seine Bewohner und... gegen Felice.

Was würde er wohl sagen, wenn sie sich da hinunterstürzte und man eines Tages ihre Leiche fände? Würde ihn die Reue packen? Wahrscheinlich, denn er ist immer noch in sie verliebt. Jawohl, er liebt sie noch immer, er kann wohl überhaupt nicht von ihr lassen; sie weiss es, findet aber bloss eine Art spöttischer Verachtung für dieses hündisch demütige Gefühl eines Mannes, das sie beinahe als Belästigung auffasst.

Schon lange hat sie sich nicht so frei gefühlt wie heute. Felice ist einberufen und wird eine längere Zeit im Dienst fortbleiben. Nun kann sie ungehindert

die ganzen Tage in den Bergen herumstreifen, niemand darf sie zur Verantwortung ziehen. Zwar werden die Dörfler sie wieder schlecht machen, aber darum kümmert sie sich wenig. Sie ist den Leuten nichts schuldig und geht ihnen möglichst aus dem Wege. Beliebt ist sie nicht, strebt auch gar nicht darnach, es zu werden. Die Burschen, die ihr einst nachliefen, sehen sie, die Verheiratete, kaum mehr an. Uebrigens haben die meisten von ihnen inzwischen selbst einen Hausstand gegründet, haben Frau und Kinder. Kinder, ja! Francesca würde nie welche bekommen... Vielleicht liegt ihr Unglück eben darin. Vielleicht hätten ein oder ein paar Kinder die Ruhelosigkeit in ihr zu dämpfen, ihr Verantwortungsgefühl zu wecken vermocht. Vielleicht...

Ihr Blick schweift in die Ferne, hinunter in die Lombardei. Erinnerungen steigen empor und tragen sie im Geiste weit weg aus dem einsamen Bergdorf. Draussen, in der Welt, herrscht seit mehr als einem halben Jahre Krieg, ein seltsamer, stillstehender Krieg ohne eigentliche Kampfhandlungen. Aber überall sind die Soldaten auf ihren Posten; auch hier in der friedlichen Heimat erfüllen sie ihre Pflicht. "Das Vaterland ruft und wir dürfen uns unserer Pflicht nicht entziehen", hatte Felice den auf der Piazza versammelten Burschen erklärt, als diese ihrer Unzufriedenheit mit dem Mobilisationsbefehl in Murren und Flüchen Ausdruck verliehen hatten. Pflicht immer wieder Pflicht! Wie Francesca dieses Wort hasste! Diesmal zwar hatte sie ausnahmsweise nichts dagegen gehabt, bedeutete doch Felices Pflichterfüllung eine grosse Erleichterung für sie. Ihr war der Abschied nicht schwer gefallen. Sein Trennungsschmerz liess sie unberührt.

Ein kaum merkliches Lächeln spielt um ihre Lippen in der Erinnerung an jenen Morgen, da die Einberufenen ihres Wegs zogen, begleitet von den Abschiedsworten der Frauen und dem Winken der Kinder. Sie, Francesca, hatte ihrem Manne im Hause Lebewohl gesagt, sie mochte sich nicht unter die anderen mischen. Von ihrem Fenster aber hatte sie gesehen, wie Cecilia aus ihrer Hüttentür getreten und auf Felice zugegangen war. Nur einen flüchtigen Augenblick hatten die beiden zusammen dagestanden, dann schien es Francesca, als reichten sie sich die Hand. In der nächsten Sekunde war Felice mit den übrigen verschwunden und Cecilia müden Schrittes wieder auf ihre Hütte zugegangen.

Das hatte Francesca gesehen und im stillen darüber gelacht. Und nun streifte sie frei und lebensfroh in den Bergen herum.

Cecilia aber sass daheim in ihrer Küche bei der Flickarbeit und träumte von Felice. Wie mochte es ihm gehen? Francesca war die einzige, die Nachrichten von ihm erhielt. Cecilia hätte gar zu gerne nach ihm gefragt, getraute sich aber nicht an Francesca heran, denn diese hätte sicher über sie gelacht oder mitleidig mit den Achseln gezuckt. Cecilia aber wollte weder verlacht noch bemitleidet werden. Wohl empfand sie selbst ihre Liebe für Felice als etwas

gleichzeitig Trauriges und ein klein wenig Lächerliches, über das zu lachen oder zu weinen aber nur ihr allein zukam. Vor allem aber war dieses Gefühl für sie etwas Grosses, Heiliges, an das niemand rühren durfte. Fremdes Mitleid wie fremder Spott würden es erniedrigen, beschmutzen. Cecilia besass keinen greifbaren Erinnerungsgegenstand von Felice, dafür aber trug sie sein Bild im Herzen; und dieses Herz war ein kindlich reines, unschuldvolles, das weder Hass noch Eifersucht kannte und sogar bereit gewesen wäre, die siegreiche Rivalin mit Liebe zu umfassen, vorausgesetzt dass Letztere sich bemüht hätte, den Mann, den sie dank ihrer äusseren Ueberlegenheit erobert hatte, wirklich glücklich zu machen. Nun aber fühlte Cecilia instinktmässig, dass dies nicht der Fall war, und dass Felice kaum das wahre Lebensglück neben Francesca gefunden haben konnte. Aber sie sah und fühlte auch, wie sehr Felice an seiner Frau hing, dass er sich dem Bann ihrer Zauberkraft nicht zu entziehen vermochte, und dass sie, Cecilia, jedenfalls unfähig war, ihn diesem Bann zu entreissen... einstweilen. Dieses "einstweilen" wiederholte sie stets, wenn sie in ihrem Gedankengang so weit gekommen war. Einstweilen, dieses Wörtlein liess einen kleinen Hoffnungsschimmer in ihrem Herzen. Sie hätte zwar nicht sagen können, worin diese Hoffnung eigentlich bestand. Kinder und Toren hoffen bekanntlich auf Wunder... Und Cecilia war ein Kind in ihrem Glauben, eine Törlin in ihrer Liebe...

Auch sie spürte den Frühling. Ein Sträusslein von weissen Windröschen, die sie am Tage gepflückt hatte, stand am Fenster und schimmerte vergoldet in der Abendsonne. Ein letzter Strahl huschte über Cecalias auf die Arbeit gebeugtes Gesicht und liess die bleichen Züge aufleuchten. Es war ein stilles, vertrauenerweckendes Gesicht, das von innerer Harmonie sprach und einem Menschen gehörte, der, statt das Unmögliche vom Leben zu verlangen, sich an den kleinen Dingen des Alltags zu erfreuen weiss.

Sonntags, beim Kirchengesang, ertönte Cecalias Stimme glockenrein wie immer und wenn sie vor dem Bildnis der Madonna kniete, lag ein solcher Ausdruck gläubiger Frömmigkeit in ihren Zügen, dass die anderen voller Staunen auf sie blickten, und sich fragten, woher denn dieses Mädchen seine innere Kraft nehme... In den leise gemurmelten Gebeten Cecalias aber, die niemand ausser ihr vernahm, wiederholte sich ein Name: Felice...

XV

Ein Maler war im Dorfe aufgetaucht. Seine Ankunft hatte grosses Aufsehen erregt, denn nur äusserst selten verirrt sich Wanderer in dieses entlegene Nest, das gleich einem Adlerhorst an den Felsen zu kleben schien. Und bis jetzt war es keinem eingefallen, sich daselbst, wenn auch nur vorübergehend, niederzulassen. Es war daher ein unerhörtes Ereignis, als der Fremde mit seinem schweren Rucksack auftauchte. Ihm folgte ein Junge aus dem letzten Dorf, das durch ein Postauto mit der Aussenwelt in Verbindung stand. (Fortsetzung folgt)